

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 25 (1935)  
**Heft:** 46

**Artikel:** Schwester und Bruder [Fortsetzung]  
**Autor:** Odermatt, Franz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-648603>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 46 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 16. November 1935

Nachts. Von Albert Fischli.

Sturmnacht, von keinem Stern erhellt,  
Das rüttelt am Haus, wütet und gellt.

Urtiefes Schweigen im Gemach;  
Ich lieg' mit wirren Sinnen wach.

Ich träum', der Tod hätt' mich gerafft,  
Ich träum', ich lieg' in Grabes Haft.

Ich träum' im Grund in heiliger Ruh —  
Droben die Welt lärmt immerzu. . . .

(„Einkehr.“ Gedichte.)

## Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

9

Regina lachte heiser, kalt. Es durchfuhr Christe ein Frost. „Meinrad“, rief sie. — — Ein Hilferuf. — Der Fluß rauschte, die Weiden am Ufer schüttelten sich.

„Meinrad — verteidigst du mich nicht vor der Schwester?“ —

„Christe, du siehst es ja. Es ist heute mit ihr nicht zu reden, es ist alles zu rasch gekommen. — — Morgen ist sie wieder gut . . . Christe — Regina“ — Sene schob die Lippen von den starken, weißen Zähnen zurück und stieß ihr kaltes, frostiges Lachen hervor. Triumph, Haß — Peitschenhiebe für Christe. Eine Weile hielt diese stand und wartete auf ihn, den Bräutigam und Geliebten, für den sie über glühende Kohlen geschritten, den sie aus einem Feuer heraus erlöst hätte — aber endlich brach es aus ihr los, die Flut einer grenzenlosen, bitteren Enttäuschung: „Meinrad, ist das dein Gelöbniß? Du weißt nicht, wer dir näher steht?“

„Ich!“ rief die Schwester hochjauchzend.

„Nimm Vernunft an, Regina — Christe rede ihr zu.“

Ein paar Minuten vergingen. Christe — Regina schauten auf Meinrad wie auf eine Uhr, wenn die Zeit nicht vorwärts rücken will, und er schwankte wie der Pendelschlag — — Christe, die Schwester — beide rissen an seinem Leibe hin und her. Die Dankbarkeit, das Einssein mit der Schwester durch lange, schwere und glückliche Jahre fielen über seine Liebe her, würgten sie und schlugen sie blutig — und er — entwarfnet, ließ es geschehen.

„Ich bin zwischen Roß und Wand“, jammerte er.

Plötzlich — was geschah mit Christe? Sie riß ihre dunklen Augen hoch auf, die dunklen Brauen wölbten sich

im Bogen über ihnen wie eine Brücke über einem Abgrund, dann tat sie einen Schrei und stürzte fort.

Meinrad wankte ihr nach. Regina tat die Sichel von sich, fuhr aufatmend mit der Hand über die Stirne — — Ein Traum.

Christe lief auf dem Wege, der zum Fluß hinab eine Schleife zog, wie eine Gehekte, mit fliegenden Röcken dahin, ihr dunkles Haar glänzte auf dem weißen, von der Sonne beschienenen Sande. Plötzlich riß sie den silbernen Haarpfeil aus den Zöpfen, die Haare fielen ihr über den Nacken, indes sie den Pfeil in der rechten Hand erhoben trug.

„Christe, Christe — — komm zurück“, rief er aus gemartertem, wundem, reuigem Herzen — —

Sie hörte nichts mehr . . . Schon war sie in der Nähe des hohen Steges. Da erinnerte er sich ihrer Mutter . . . Und urgewaltig bäumte sich in ihm die Liebe zu ihr wieder auf und die Angst vor einer furchtbaren Verantwortung trieb ihn fast zur Verzweiflung . . .

Sahst du schon einen Adler nach dem Horste stürzen, wenn er sein Junges in Gefahr sieht? — So stürzte Meinrad dem Mädchen nach, seine Augen quollen aus den Lidern hervor, die Arme mit den weiten, weißen Hemdärmeln ruderten wie Flügel.

Christe schritt aufrecht über den hohen Steg und in das sichere Gelände hinein, die Bäume verdeckten sie alsbald seinem Blick. Dann blieb er stehen, sah eine Weile starr vor sich hin und kehrte dann zurück zu seiner Schwester.

Und er fand dort die Dinge wieder wie er sie gewöhnt war: Regina bereitete ihm die Mahlzeit, und als es zur Andacht läutete, nahm sie ihr Buch und ging zum Rosenkranz.

Am Morgen lag unterm Rotapfelbaum ein Ast am Boden. Meinrad dachte, sobald er den Schaden sah, das Holz aufzuarbeiten, allein er kehrte mit Säge und Axt am Rücken wieder unverrichteter Dinge zurück. Am nächsten Tage sagte Regina: „Warum schaffst du den abgebrochenen Ast nicht hinweg?“ „Es sind noch Früchte am Holz, vielleicht reifen sie nach“, antwortete er verlegen und wurde rot. Das war nicht der Grund seiner Schonung. Er kannte ihn vielleicht selber nicht. Vielleicht daß der abgerissene Ast in ihm ein unbestimmtes Mitgefühl erweckt, ähnlich als ob er es auch schon erlebt hätte, von einem Sturme losgerissen worden und nun unfähig zu sein, Früchte zu tragen.

Ein seltsames Bild: Die Christe neben ihrer Mutter auf einer Bank, die roten Bänder ihrer Zöpfe hatten sich gelöst, ihre Rechte hielt die Hand der Mutter, die Linke den silbernen Jungfrauenhaarpfahl mit aufwärtsgerichteter Spitze. Die Alte eine Hülse von lederner Farbe mit den kleinen tiefen Feuerfünklein der Augen. Die Junge hatte warme Pfirsichwangen, auf denen ein feiner, weicher, seidener Flaum war, nur wie ein Hauch, die Lippen wie die Falten eines Purpurmantels und die Augen einer Sternennacht. „Nachts, wenn sie schläft, holt er mich, das Bett ist bereitet“, kispelte Christe wieder und wieder.

Es wurde Nacht, aber er kam nicht.

Die Mutter erhob sich, öffnete ein Fenster und ihr Mund formte unverständliche, wirre Worte. Christe trat endlich neben sie ... „So“, sagte sie, „hört dich niemand, lauter, Mutter! Siehst du den bockfüßigen, langgeschwänzten Satan ... Er bringt ihr den Judaslohn, sieben Gold-dublonen, sie hängen ihm am zottigen, begeisterten Bart. Des reichen Lohnes ist der Dienst gleich. Denn nichts lohnt der Gehörnte besser, als wenn es jemand zuwege bringt, zwei Liebende zu trennen.“

„Woher weißt du das? Habe ich dir die Geschichte schon einmal erzählt?“ taute die Mutter auf ... „So höre sie noch einmal:

Eines Tages machte der Teufel eine neue Eroberung. Ein Weib, schön wie die Sünde, begehrtlich wie die Leidenschaft. Die Satansknechte waren alle lüstern auf die schöne, üppige Buhle. Der oberste der Belzebube aber sprach: „Ohne Verdienst keine Belohnung. Zeigt, wie ihr mir dienet, und wer mein Reich am weitesten mehret, der mag die Buhle zum Weibe nehmen.“ Er öffnete die Pforte der Hölle und die Teufel stürzten sich auf die unglückliche Erde.

Der erste, der zurückkam, sagte: „Ich habe Dürre und Hungersnot über die Menschheit gebracht, sie stirbt dahin wie das Gras auf dem Felde. Bist du nicht zufrieden mit mir?“

„Narr!“ fluchte der Satan. „Du hast für meinen Antipoden gearbeitet, denn im Unglück wenden sich die Menschen von mir ab, Gott zu.“

Der zweite sagte: „Ich habe einen furchtbaren Krieg entfesselt. Der Gattin nahm er den Gatten, der Braut tötete er den Bräutigam, der Mutter den Sohn. Städte und Dörfer gingen in Feuer auf und fruchtbare Landschaften wurden verwüstet, es wächst kein Halm mehr. Gib mir das schöne Weib.“

„Auch du bist nur ein Stümper“, schalt der Satan.

Der dritte kam und erzählte: „Ich sah Mann und Frau in Liebe und Eintracht und Gottesfurcht vereint, ihr Wandel war ein Vorbild für das Dorf. Da warf ich mich in die Maske und das Gewand eines alten zungenfertigen Weibes und flüsterte der Frau zu: „Ist dir nicht aufgefallen, wie kurz angebunden dein Mann heute war ... Hast eben nicht gesehen, wie er auf der Straße mit der schönen Magd Fedora gescherzt hat. Ist eine Saubere, die Fedora. Schau ihr in die Augen und du weißt genug ...“

Zu ihm sagte ich: „Wenn du es nicht selber siehst, Blinder, muß ich es dir erzählen. Als du gestern abend heimkehrtest, trug sie, dein Weib, die seidene Schürze und das gestickte Nieder, sie hatte heiße Wangen und Fünklein in den Augen. Wo aber Blut ist, ist auch Feuer gewesen ...“ „So habe ich in kurzer Zeit aus dem Haus, das schier dem zu Nazaret glich, eine Hölle gemacht. Lobst du mich nicht dafür?“

„Du bist mein Mann“, erwiderte der Meister zufrieden. „Du mehrtest mein Reich und sollst zum Lohne die schöne Buhle haben.“

Darauf erhob sich die Alte und heulte zum Fenster hinaus.

Es war zum Glück eine dunkle Nacht und niemand auf dem Wege, der sie hören konnte.

Maria Himmelfahrt war der letzte sonnige Tag dieses Sommers und wässerigen Herbstes gewesen. Fortan regnete der Himmel, und wenn er einmal des Morgens aufhörte und mittags die Sonne ein Fensterlein auftrat, plätscherte des Abends sicher wieder die Dachtraufe. War das Tropfen, dumpfe Aufstiden und läppelnde Geplärr anfänglich eine gute Medizin für den Schlaf, so bekamen es schon nach ein paar Tagen alle Ohren voll. Meinrad erschrak oft des Nachts vor dem lauten Blarren der Dachtraufe. Im Traum schrieb sie ihm den Namen Christe ins Ohr. Aber wenn er wach war, scheuchte ihm die Angst vor dem Fluß die Hirngespinnste. Der Schwester hatte jemand orakelt, der Himmel strafe die Sünden der Menschen mit Ueberschwemmung und Wassernot. Gottlob, daß er arbeiten konnte und vergessen, er verstärkte noch die Dämme und dachte nicht, daß er dem wilden Fluß nur ein Spielzeug biete. Er achtete des Regens nicht und kam oft von der Arbeit flotschend nach ins Haus. Und da zog er sich wieder eine Erkältung zu, genau wie schon früher einmal. Regina kannte das. Er wollte nicht krank sein und die Arbeit war ihm doch ein Ekel. Während mehrerer Tage fühlte er eine große Leere, Kälte und Gleichgültigkeit in seinem Körper. Diese Leidenschaftslosigkeit gab ihm Gelegenheit, seine Liebe zu Christe als etwas Ueberwundenes zu betrachten. Regina betreute ihn ohne Sentimentalität. Er liebte diese rauhe Art, sie würde ihn bald gesund machen. Süßlichkeit, Weinen und die Hände ringen müßte er ausspeien. Dachte er an diese Dinge, dachte er auch an Christe. Und bald arbeitete er wieder.

„Die Mausier“, sagte Regina, „hast du einmal wieder überstanden.“ „Ja“, antwortete er, „und jetzt möchte ich etwas Festeres als nur dünne Suppen.“ „Gut“, beschied Regina, die sich hüten wollte, den noch schwachen Magen zu überfüttern, und legte eine kleine Pergamentrolle neben des Bruders Teller. Meinrad wickelte die Rolle mit dem pendelnden Siegelchwänzchen auseinander, erkannte gleich,

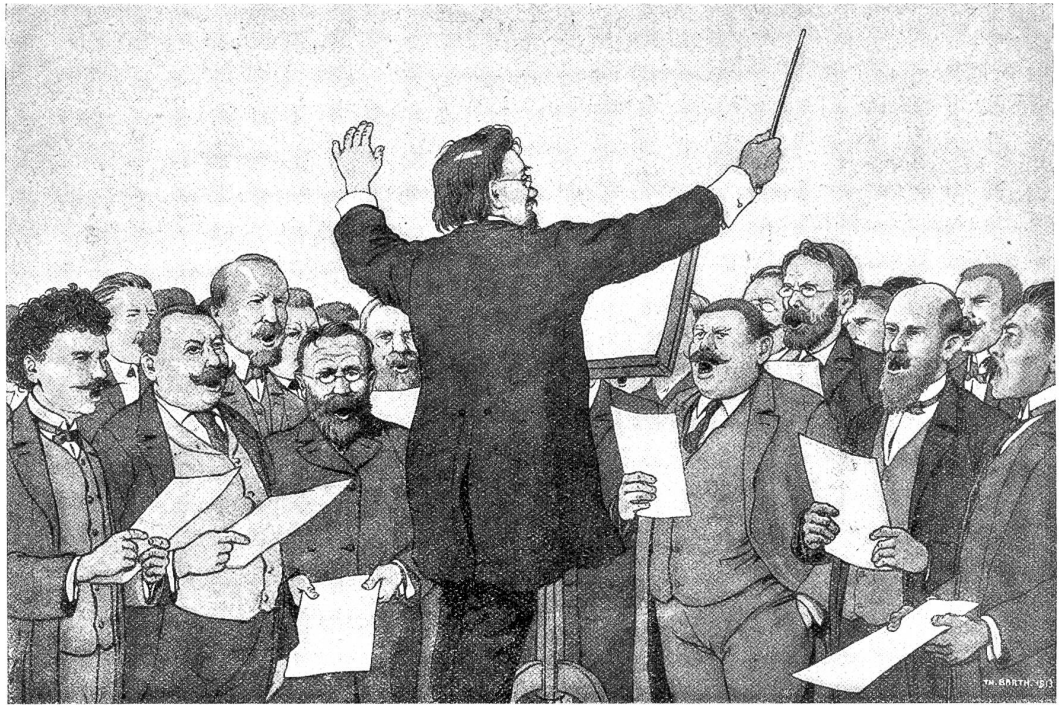
daß es eine Gült auf seinem Hoffstetten war, er las das Datum und den Namen des Landammanns, der die Schrift gesiegelt hatte „Und die Grenzen des Unterpfandes . . . Ist dreihundert Jahre ver- gangen und stimmt noch bis aufs Tüpfli des i.“ Dann schaute er die Schwester an. „Etwas Lieberes hättest mir nicht vorsehen können.“ . . . „Die Nidel- gret hot sie mir zum Kaufe an. Hat den Mann krank, sie ist in Not. Bezahlt habe ich den Brief mit meinem Eiergeld und was ich für das Frühobst eingenommen, die Ringlotten und Butterbirnen, es ist bald ein Häuflein Geld beisammen, wenn man immer zulegt und nie davon nimmt. Das Ungerade mit dem neuen Zins hat sie einschlagen müssen.“ . . .

„Du hast sie aber nicht gedrückt?“

„Was abgemarttet, ist bezahlt“, gab Regina zurück.

Das Lawasser stieg. In der Hoffstetten schauten Bruder und Schwester besorgt nach dem Himmel und dann auf den breiten, die Wogen schmutziggelb und aufgehäuft hinwälzenden Fluß, auf dem schwere Tannen wie bewimpelte Schiffe schwammen und grünes Weidengebüsch den ersten tollen Tanz versuchte. Die Gefahr kettete sie zusammen, nahm ihnen jeden anderen Gedanken. Bis die dunkle Nacht sie vom Plage trieb, standen beide mit schweren Hacken am Flusse. Das Wasser schlug über die Ufer, aber gefährlicher war: Oben in der Matte quoll mitten aus der Wuhre ein armsdicker Wasserstrahl. War das Fundament schon unterfressen? Die Nacht setzte jeder Arbeit am Flusse ein Ziel, ja, sie wäre gefährlich und verwegen gewesen. In der Stube brannte das Licht. Regina arbeitete und betete. Um neun Uhr waren sie beide miteinander an den Fluß hinabgegangen; es dachte sie, die Gefahr habe sich vermindert, der Himmel sich satt geregnet. Aber der Fluß . . . Der Boden bebte unter der ungeheuren Wucht seines Heerbannes. Graue Sturzbäche, dann und wann zu einem Bogen sich bäumend, stürzten von den Bergen, stachen dem grauisigen Flußbrachen in die Flanken und heßten ihn zur Wut. Furchtbar war seine Kraft. Das Tal zwischen den Bergen zitterte von dem tiefen unheimlichen Grollen des Wassers und die Kluff zwischen Himmel und Erde schien voll von seinem Brausen und Drohen. Schaute man darüber hin, dachte einen, der Fluß laufe wie ein gehäuftes Gefäß in der Mitte höher als an den Ufern. Seine Kraft ließ die Menschen an ihrer Arbeit verzweifeln.

Das Armenseelenlichtlein im Hause zu Hoffstetten glimmte nicht heller als ein Muttergotteskäferlein im dichten



Theodor Barth, Basel. Der Männerchor.

Laube. Ringsum Nacht, Regen, Grauen, tobender Krieg des Wildwassers. Helf Gott und Maria!

Gegen zehn Uhr kehrten sie heim. Schlafen — Schläfe, wenn unter dir ein Duzend Bauernbuben in Holzschuhen tanzen. — Schläfe, wenn Krieg dein Haus umdräut. — Schläfe, wenn du keine Minute sicher bist, ob nicht der dicke, Stein und Morast erbrechende Fluß sich in deine Matte hinein ins Bett legt und alle Rissen aufwühlt und versauet — — dann schlafe!

Wenig vor Mitternacht ging Meinrad wieder nach dem Fluß zu sehen. Es hatte ihn wenig Mühe gekostet, die Schwester zum Dabeimbleiben zu bestimmen. Es war in ihr eine dunkle, unheimliche Angst, weiß Gott vor was. Als er von der Hügelwelle, wo das Haus stand, und wenn's Tag war, breit über den Fluß und das Tal hinweglah, hinabkam in die dem Flußlauf parallele Ebene, umkrabbelte seine nackten Waden ein läppelndes, kitzliges, hundertfüßiges Wesen, die Holzschuh füllten sich mit Sand. Wasser, der Fluß in seiner Matte. — — Allein, auf seinen Wehrhaden geküßt, vermochte er noch die Flut zu durchsteuern, er zielte auf die Stelle hin, wo abends der verdächtige Strudel aus der Wehre hervorgebrochen war. Hörte er nicht das scharfe Aufschlagen des Pädels? Sind, während er in der Stube säumte und mit Regina den Rosenkranz betete, liebe Nachbarn zu Hilfe gekommen?

Ein einziger Mann in langem Mantel. Wuchtig schwingt er den Pidel, die Arme sind entblößt, runde, schöne Arme und weiße, feine Hände halten den Schaft. Das Wasser strömt neben ihm mit brausender Gewalt aus einem tiefen Graben, gierig frißt es Stein um Stein von der Wuhre hinweg. — — Und der Arbeiter? — — Lange, nasse Haarsträhnen fliegen bei seinen Armbewegungen um die Ohren und sitzen auf den Schultern auf. Das deutet nicht auf einen Mann. — — Meinrad schwillt die Kraft in den Armen, er springt

auf ihn los, nun stehen sie Aug in Aug einander gegenüber. Der geheimnisvolle Arbeiter zeigt keine Eile, langsam hebt er den Kopf und stützt die Arme auf die Hacke. — — — Christe. — Beide erkennen sich. Meinrad steht wie gelähmt neben ihr, sie hinwegzureißen von dem furchtbaren, wahnsinnigen Zerstörungswerk; ihr ein Leid zu tun, dazu fehlte ihm jeder Gedanke, er fühlte sich als der Gerichtete vor seinem Richter. In diesem Augenblick schwang Christe die Hacke über die Schulter, schlug eine gellende Lache an und war in der Nacht verschwunden.

In dieser Nacht machte der berstende, sich erbrechende tolle Wildbach die wohlbereitete Matte zu Hoffbetten zu seinem Bett. Am Morgen dieser in wilden Orgien durchwachten Nacht lag er träge, schwer auf dem hoch aufgeschichteten Morast und die in den Bergen ausgegrabenen Tannen krümmten die Wurzeln wie die Finger eines verzweifelten Riesen. Die glattgeschliffenen Steine der Gletschermoränen bedeckten wie dicke weiße Laken das fruchtbare Erdreich. Als die Nachbarn die Verwüstung sahen, gingen ihnen die Augen über, der Siebenschläfer aber rief ihnen zu: Den will ich sehen, der mich aus diesem weichen Bette wirft.

Es wurden die Sturmglocken geläutet wie bei einer Feuersbrunst. Alle Gemeinden des Landes sandten ihre Kontingente zur Hilfeleistung und sie kamen willig mit Roß und Wagen und Schiff und Geschirr und gehorchten einem Willen, der mit ruhiger, besonnener Einsicht das Werk lenkte und leitete. Und am dritten Tage abends erst vor dem Einmachten lief der Fluß, der inzwischen merklich stiller und zahmer geworden war, wieder durchs alte Bett nach dem tiefen blauen See, der den stolzen Bergen ein blißblanker Spiegel ist. Allein die Hoffbettenmatte hatte er zu einer Wüste gemacht. Von zuoberst bis zuunterst stand kein grüner Halm mehr, ellenhoch der graue Schutt von den Bergen und in der Mitte ein dunkler Graben im fetten, weichen Erdreich. Die Wurzeln des Welschnußbaumes, denen der Nährboden unter den Füßen hinweggeschwemmt worden war, suchten bloß und nackt irgendwo Halt. Als das Wasser abgelaufen war, neigte sich der Baum erst langsam, dann fiel er unter Krachen auf das wüste Steingeröll. Da er am Boden lag, maßen die Bauern die Kraft und den herrlichen Wuchs des Baumes und sein Verderben rührte sie zu Tränen. Meinrad aber sah alles mit einer kalten, steinernen, stummen Ruhe an.

(Fortsetzung folgt.)

## An Hanny!

Heute bin ich den Weg gegangen, der mich unlängst noch zu Dir geführt hat. Schweren Herzens stieg ich hinauf nach dem schönen Krankenhaus an der Sonne. Eine schmerzliche Erinnerung an Deine letzten Lebenstage begleitete mich, ein Gefühl der Schuld Dir gegenüber. Die Schuld, meine Freundespflicht nicht getan zu haben, als eine innere Stimme mich noch besonders ernst und eindringend daran mahnte.

„Warte nicht zu lange mit deinem nächsten Besuch, denn es handelt sich darum!“ Dies waren einige Tage vorher Deine letzten Worte zu mir: Es handelt sich darum. Ich wußte es, spürte tief und deutlich Dein stummes, inniges Verlangen nach mir und dennoch . . .

Saß in dieser schwerwiegenden Spanne Zeit im Tiefsten aufgewühlt und schuldbewußt in einem Kreise, der mir

im Grunde gleichgültig war, nur um dort ein belangloses Versprechen zu halten; und meiner Freundespflicht und meinem obersten Gesetz, meiner innern Stimme wurde ich untreu.

Es handelt sich darum.

Wie hättest Du es in Deiner vornehm-abgeklärten, großzügigen Art anders sagen können, als der Tod an Deine Portüre klopfte. Das letzte Kapitel blieb Deine Angelegenheit. Deine Angelegenheit, die Du mit weiser Kraft, mit festem Vertrauen und beneidenswert fein durchgeistigtem Humor durchlebtest.

Deine Krankheit, die Dich im blühenden Alter überfiel, war den Ärzten ein Rätsel und ihre Hoffnung auf Besserung war gering. Umso stärker lebte sie in Dir, diese Hoffnung. Aber es muß wohl nicht Gottes Wille gewesen sein, Dich wieder ein körperlich gesundes Menschenkind werden zu lassen.

Sein Stern war über Deinen guten seelisch und geistigen Kräften.

Und daß auch ich unter ihnen sein durfte, die von dieser guten Kraft bereichert und beschenkt wurden, dafür meine liebe, fluge Hanny habe nochmals meinen innigsten Dank.

Dein Rat war mir wertvoll; Dein Urteil klug, gerecht und veröhnend maßgebend und auf Deine schlichte, ehrliche Kameradschaft war ich stolz.

Ueber mein Schuldgefühl Dir gegenüber wirst Du längst gütig lächeln. Aber ich will diese Schuld abtragen; in Deinem Sinne abtragen durch irgend eine gute, selbstlose Tat. M. St.

## „Das grüne Stäbchen“.

Zum 25. Todestag des Apostels der Menschenliebe — Graf Lew Nikolajewitsch Tolstoi.

Es heißt, daß die Eindrücke frühesten Kinderjahre von dauerndem Einfluß sind und bestimmend einwirken auf Gestaltung des Daseins eines Menschen. Betrachtet man Lew Tolstois Leben von Kindheit auf bis zum apostolischen Alter, das zu erreichen ihm gegönnt war, — ebenso wie seine Lebensarbeit als Ganzes, so wird für die oben angeführte Behauptung ein zutreffendes Beispiel zu erblicken sein.

Lew Nikolajewitsch ist in einer kinderreichen Familie aufgewachsen: vier Buben und zwei Mädchen wurden, nach frühem Tode der Eltern, von einer Verwandten mit großer Sorgfalt und mütterlicher Liebe betreut und aufgezogen. Mit zärtlicher Liebe hielten auch die Geschwister zueinander; besonderen Einfluß übte der ältere Bruder auf die anderen aus, er verstand spannende Geschichten zu erfinden und zu erzählen und war der Anstifter zu allen gemeinschaftlichen Unternehmungen. Ihm schreibt Leo Tolstoi zu, ihr Lieblingsspiel — der Liebe aller Menschen zu einander, erkommen zu haben, das den merkwürdigen Namen „Ameisenbrüder“ trug, für den weder der kleine Leo, noch später der große Löwe\*) eine Erklärung zu geben hatte. Es bestand darin, daß die Kinder beinahe täglich auszogen, um das „Grüne Zauberstäbchen“ zu suchen, auf dem der ältere Bruder „Worte der Wahrheit“ eingeschnitten zu haben angab, die — folgte man ihnen — Frieden und beständiges Glück bringen und alle Menschen auf Erden in brüderlicher Liebe vereinen müßten.

Die Kinder wanderten über Feld und Wald des elterlichen Gutes „Jasnaja Poljana“ („Lichte Matte“), erstiegen Hügel und Anhöhen, immer voll Erwartung und leuchtenden Auges nach dem verborgenen „grünen Stäbchen“ Ausschau haltend. Nachdem dieses — wie begreiflich — nie gefunden werden konnte, ließen sich die kleinen Wanderer ermüdet im Grase nieder und eng aneinander gedrängt, saßen sie für

\*) Der Name Leo — russisch „Lew“, bedeutet Löwe.